Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

217 (18.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Berühmtheit verpflichtet

Kritische Bemerkungen über Prominente

Es ist nicht immer leicht, sich die Gunst und das Vertrauen der Mitwelt zu sichern. Große Kämpfe, eiserne Verbissenheit in ein Ziel sind immer die Vorboten des Ruhms. Aber wer einmal den Strahlenglanz der Anerkennung und Wertung auf seinem Haupte fühlen darf, wer einmal den Jubel und die Glücksverheißung heißerrungenen Sieges empfunden hat, für den ist der Weg meist weiterhin leicht und mit Blumen besät. Aber eine große Gefahr begleitet ihn. Sowohl sich selbst als auch seinen Zeitgenossen gegenüber wiegt die Berühmtheit sich oft in allzu großer Sicherheit und eine gewisse Routine und Leichtigkeit läßt ihn spielend Werk auf Werk in die Welt hinausschleudern, immer mit der bestimmten Bewußtheit, daß einmalige Anerkennung genügt und die Kritik zu immer verstehendem und verzeihendem Urteil verpflichtet. Die Massensuggestion, auf die er sich stützt, reagiert auch meist mit bombensicherem Erfolg, der Herdeninstinkt wagt kein freies, offenes Wort an einmal Prominente zu richten und so versandet oftmals der edelste Ansatz und künstlerischste Schwung in allzu gefälliger Kompromißlerei und unkünstlerischem Machwerk.

Der Erfinder großer weltbewegender Projekte hat es relativ leichter als der Künstler. Ihm genügt meist ein Einmaliges, Epochales, um auf ewig seinen Namen zu manifestieren. Der Künstler hingegen geht einen langen, meist dornenvollen Weg, bis ihn ein Werk hinaushebt in das All und ihn mit einem Schlag „berühmt" macht. Aber hier an diesem Punkt beginnt erst seine härteste Prüfung. Ob das, was er weiterhin leistet, Stand hält, Stand halten kann mit jenem Meisterstück. Und da versagen viele. Weil sie eben den Maßstab strengster Kritik an sich selbst nicht mehr mit jener eisernen Energie legen, weil sie auf die wohlmeinende Schonung der sie wohl kritisch Sondierenden und Prüfenden bauen und sich von jedem künstlerischen Impuls treiben lassen ohne Maß und Ziel.

Nichts ist für einen Kritiker trauriger und unangenehmer, als wenn er voll froher Hoffnung ein neues Werk irgend eines Prominenten zur Hand nimmt, maßlos enttäuscht Seite auf Seite liest und am Schluß kopfschüttelnd sich fragen muß, wie ist dieser Rückgang möglich? Wie oft diese Enttäuschung gerade im letzten Jahr zu verzeichnen war, mögen einige Stichproben dartun. Sigrid Undset hatte mit ihrem Werk: „Kristin Lavransdtochter" ein gewaltiges Gebäude mittelalterlichen Volktums in ganz großen Zügen kühn hingestellt. Ihr neuestes Buch „Gymnadenia" enttäuscht gewaltig. Clara Viebig, bekannt geworden, durch ihre glänzenden, volkstümlich erschauten Erzählungen aus der Eifel, hatte mit ihrem letzten Roman „Charlotte von Weiß", jener saddistisch-verkrampften Figur, absolut keinen glücklichen Griff. Auch Gerhart Hauptmanns letzte Werke können an seine früheren Meisterwerke nicht im mindesten heran. Die Liste läßt sich für jeden beliebig erweitern. Ueberaus enttäuscht auch das jüngst erschienene Buch: „Weltbrüder" von dem großen englischen Epiker John Galsworthy. Wer mit Spannung und Genuß das groß angelegte, künstlerisch geschlossene, kulturhistorisch interessante und wertvolle Werk der „Forsyte Saga" gelesen und viel Positives daraus geschöpft hat, muß mit großer Verwunderung und trauriger Ueberraschung dieses neueste Buch aus der Hand legen. So willkommen und vielversprechend der Titel „Weltbrüder" gerade uns Sozialisten anmutet, so hohl und nichtssagend, so unbefriedigend und ungelöst ist der Inhalt. Die Menschen leben und reden aneinander vorbei. Mr. Stone, ein alter, wunderlicher Herr, der ein Buch über die Weltverbrüderung schreibt, ist wirklich nicht ernst zu nehmen, und so frägt man sich wirklich, wollte Galsworthy den Sozialismus als Idee verspotten oder fühlt er sich so hoch erhaben über all diesen Problemen wie seine Helden, die in echt englischer Vornehmheit entsetzt die Schultern schütteln, wenn sie mit dem Proletariat in Berührung kommen. Daran ändert auch die Gestalt eines jungen Arztes nichts, den das Elend und die Not der unteren Schichten zu wacher Tat und schnellem Einsatz seiner Persönlichkeit zwingen. Die Leute der Hound Street, dem Armutsviertel von London, hat Galsworthy mit krassem Realismus gezeichnet, aber es führt keine Brücke von hier zu den vornehm-ruhigen, gepflegten Villen und er findet keine Lösung, so sehr er sich auch mit dem aktuellen Problem der „Weltbrüder" herumquält. Schade! Und trotzdem möchte ich mich den Worten Jakob Wassermanns über Galsworthy anschließen: „Die Atmosphäre in Galsworthys Werk, seine Menschengestaltung sichern ihm den Dank einer Armee von Lesern und die Liebe der Mitschaffenden."

Hilde Dreyer.

Der Wallotbau zu klein!

Kann man alle neuen Abgeordneten im Reichstag unterbringen? — Zeitraubende Erweiterung — Was im Reichstagsgebäude alles untergebracht ist

Von Legatus

Die große Wahlbeteiligung hat dazu geführt, daß in den neuen Reichstag rund 80 Abgeordnete mehr als bisher einziehen werden. Da der große Sitzungssaal bisher schon kaum ausreichte, ist die Unterbringung der neuen Parlamentarier sehr schwierig.

Die Wahlschlacht ist beendet, aber die Sorgenfalten wollen von den Stirnen der Politiker nicht verschwinden. Die geschwächten Truppen der Regierung grübeln darüber, in welcher Weise Deutschlands Geschicke in Zukunft geleitet werden können. Am sorgenvollsten sieht aber Geheimrat Galle aus, der Direktor des Reichstags, der in diesem Augenblick keine politische, sondern eine außerordentlich schwierige technische Aufgabe zu lösen hat. Am 14. Oktober werden sich die neuen Abgeordneten zum erstenmal im Sitzungssaal des Wallotbaues einfinden, und jeder der 575 Parlamentarier hat doch zumindest Anspruch darauf, einen Sitzplatz zu erhalten! Aber der Bürodirektor des Reichstages kann beim besten Willen nicht jedem Abgeordneten einen Platz zuweisen. Der erste deutsche Reichstag im Jahre 1871 vereinigte nur 382 Parlamentarier, und von 1874 bis zum Ende des Krieges bestand das Parlament jedes Mal aus 397 Abgeordneten. Gleich nach der Gründung des Deutschen Reiches wurde der Bau eines Reichstagsgebäudes in Aussicht genommen. Man veranstaltete zwei Wettbewerbe, und im Jahre 1884 begann man dann mit der Errichtung nach dem Entwurf von Paul Wallot. Erst ein Jahrzehnt darauf, im Jahre 1894, wurde das Reichstagsgebäude feierlich eingeweiht. Der große rechtwinklige Sitzungssaal war damals, bei weniger als 400 Abgeordneten, geräumig genug. Aber nach dem Krieg wurde es immer schwerer, die steigende Zahl der Volksvertreter unterzubringen. Die Nationalversammlung, die 421 Politiker vereinigte, tagte in Weimar, und damit umging man die ersten räumlichen Schwierigkeiten. Aber der Reichstag vom Jahre 1920 war noch weit größer. Er bestand aus 459 Parlamentariern. Im Mai 1924 stieg die Zahl der Abgeordneten auf 472, im Dezember 1924 waren es 493, und der Reichstag, der aus den Wahlen im Frühjahr 1928 hervorging, zählte nur 2 Abgeordnete weniger, nämlich 491. Mit dem Platz mußte immer mehr gespart werden, und nur mit größter Mühe gelang es, dieses vergrößerte Parlament im Sitzungssaal unterzubringen. Auch die Nebenräume reichten nicht mehr aus, und es ist bekannt, daß seit Jahren Erweiterungspläne vorliegen.

Es wird nichts weiter übrig bleiben, als einen beträchtlichen Teil der neuen Abgeordneten auf die Tribünen des Sitzungssaales zu setzen, denn ein Umbau dieses Raumes würde mindestens ein Vierteljahr in Anspruch nehmen, und verfassungsmäßig muß sich das Parlament schon in vier Wochen versammeln. Auch diese Lösung ist sehr unpraktisch, da die Tribünen schon jetzt bei wichtigen Verhandlungen überfüllt sind. Geheimrat Galle weist darauf hin, daß auch in anderen Ländern, z. B. im englischen Unterhaus, Abgeordnete auf den Tribünen Platz nehmen. Aber die Geschäftsführung muß durch ein solches Verfahren doch sehr gestört werden. Man denke nur an die umständliche Art, in der in Zukunft Abstimmungen vorgenommen werden! Da sollen die Volksvertreter erst von den Tribünen herunterkommen, um ihre Stimme abzugeben. Noch weit größere Schwierigkeiten werden in diesem Fall dadurch entstehen, daß der Reichstagspräsident oder sein Stellvertreter jeweils das ganze Plenum übersehen muß, um in der Lage zu sein, einen Abgeordneten zur Ordnung zu rufen oder ihn, was ja leider zuweilen nötig ist, wegen ungebührlichen Benehmens aus dem Saal zu verweisen. Man kann es ferner den Volksvertretern auf der Tribüne unmöglich verwehren Zwischenrufe zu machen, während dieses Recht bisher den Journalisten und allen anderen Tribünenbesuchern nicht zugestanden wurde. Der Reichstagspräsident würde aber bei der neuen Platzanordnung kaum zweifelsfrei entscheiden können, wer einen Zwischenruf gemacht hat. Eine gewisse Erleichterung der Geschäftsführung kann freilich dadurch entstehen, daß nur bei außergewöhnlichen Anlässen alle Parlamentarier im Sitzungssaal versammelt sind. Die oft beklagte Tatsache, daß nur wenige Volksvertreter allen Verhandlungen folgen, läßt im Plenum soviel Lücken entstehen, daß bei den üblichen Verhandlungen wohl alle anwesenden Abgeordneten im Parkett Platz finden würden.

Wer Berlin besucht und den mächtigen Wallotbau gesehen hat, wird sich vielleicht wundern, daß der Sitzungssaal für nicht einmal 600 Menschen zu klein sein soll. Was ist denn alles im Reichstagsgebäude außerdem enthalten? Nun, jenseits des Plenums dehnt sich vor allem die endlose Wandelhalle, die zu betreten nur den erwählten Besuchern gegönnt ist. Die Wichtigkeit der Debatten, die Volkstümlichkeit der Redner, den Ernst der politischen Lage kann man am besten in der Wandelhalle erkennen. Wenn im Reichstag langweilige technische Fragen erörtert werden, ist die Wandelhalle belebter als das Plenum. An diesen Sitzungstagen findet man einen bestimmten Teil der Abgeordneten im Restaurant des Reichstages, in den Fraktionszimmern oder in irgend einem anderen Raum, während unruhige Politiker mit gravitätischen Schritten, stets von eifrigen Journalisten verfolgt, viele Kilometer in der Wandelhalle zurücklegen. An den großen Krisentagen gleicht die Wandelhalle einem Bienenkorb. Diplomaten auf der Durchreise, ehemalige Minister und hohe Regierungsbeamte, aber auch Politiker, deren Glanztage vorüber sind, finden sich ein und stürzen sich mit einem Lächeln auf den Lippen auf die einflußreichen Parlamentarier, um ein Wort zu erhaschen, eine politische Information zu erlangen. Manchmal liegt die Wandelhalle freilich auch verschlafen da. Nur einige Diener lehnen an den Säulen und ruhen sich aus. Doch plötzlich öffnen sich alle Türen, die Journalisten stürzen die Tribünentreppe herunter, die Abgeordneten drängen sich durch die Ausgänge des Plenarsaales, und obwohl sich die Klingel, die den Rednerwechsel anzeigt, heiser schreit, füllt sich die Wandelhalle rasch. Sie wird durch die beiden großen Schlagadern, den Rechtskorridor und den Linkskorridor, gespeist. Denn räumlich streng geschieden sind im Reichstag die Meinungen. Kein Vertreter der Rechten würde den Korridor betreten, durch den die Sozialdemokraten in den Plenarsaal gelangen; und auch kein Abgeordneter der Linken wagt sich in den Korridor der Rechtspartei hinein.

Die gleiche Scheidung der Geister wird übrigens im Restaurant durchgeführt. Da gibt es zwei Räume, die nach der Parteizugehörigkeit geteilt sind. Auf jedem Tisch eine Aufschrift mit der Parteibezeichnung. Nie wird ein Sozialdemokrat sein Schnitzel am Tisch der Kommunisten verzehren. Aber im Restaurant sind sich doch alle Parteien gewöhnlich in einer Beziehung einig: das Essen schmeckt nicht. Politikern schmeckt nämlich das Essen nur sehr selten; sie müssen sich zuviel ärgern. Außerdem hat dieses Restaurant eine besonders schwierige Kundschaft; die Abgeordneten kommen aus allen Teilen des Reiches und sind an eine sehr verschiedene Küche gewöhnt. Der Wirt dieses Restaurants hat noch eine andere seltsame Beobachtung gemacht: an aufgeregten Tagen wird mindestens dreimal soviel gegessen wie sonst. Die Nerven wollen gespeist werden. Ueberhaupt wird auch für die geistige Nahrung im Wallotbau gesorgt. Der schönste Raum ist das Lesezimmer mit seiner gelben Täfelung und blauen Wandbespannung, mit den bequemen Sesseln und dem herrlichen Blick über den Platz der Republik. Eine mächtige Bibliothek versorgt mit Rüstzeug für den geistigen Kampf. Ganz oben im Dachgeschoß liegt eine Reihe von Zimmern, wo die Abgeordneten Briefe und Berichte diktieren können. Eine Treppe tiefer befinden sich die Fraktionszimmer, in denen Koalitionen abgeschlossen und abgelehnt werden. Im Erdgeschoß gibt es sogar eine Anzahl wunderbarer Badezimmer mit schöngekachelten Wänden. Ein Haarkünstler sorgt für die vernachlässigte Männerschönheit. Und in einem großen gymnastischen Saal kann man turnen und seine Kräfte verbrauchen, die bei den Redeschlachten übrig geblieben sind. Dort gibt es Hanteln in allen Größen, ein mächtiges Reck, einen komplizierten Armstrecker und eine Auswahl an Maschinen, die für die Muskelbildung besonders geeignet sind. In einem Ruderkasten kann man sich für die nächste Regatta rüsten, und ein künstliches Pferd trabt ganz nach Wunsch im Schritt oder im Galopp.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rack

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

21 (Nachdruck verboten.)

„Seit dem Tode meiner guten Frau lebe ich zurückgezogen in dieser Villa. Man nennt mich einen Sonderling, aber daraus mache ich mir nichts. Ich bin zufrieden, daß ich mich wenigstens im Alter ganz meinen privaten Studien widmen darf. Praxis übe ich nicht aus. Das lenkt zu sehr ab, zersplittert. Nein, nein — ich habe mich ausschließlich meinen Forschungen geweiht — theoretisch freilich — und die bewegen sich in derselben Richtung wie die des armen Perraud. Darum habe ich ihn ja auch zu einer Fachsimpelei einladen wollen. Aus seiner reichen Erfahrung hätte er mir an die Hand geben können und ich wieder hätte ihm vielleicht manchen bescheidenen Wink zu geben vermocht; denn ich hoffe, auf empirischem Wege allerlei Erkenntnisse errungen zu haben. — — Interessiert Sie vielleicht meine Broschüre über vergleichende Pathologie?"

Moon fühlte sich wie erschlagen vom Redestrom des Privatgelehrten, der ein harmloser Narr sein mußte, wenn sich hinter der Maske des schrullenhaften Forschers nichts anderes verbarg.

Der Detektiv wehrte also dankend ab. „Ich bin Laie; meine medizinischen Kenntnisse reichen gerade aus, zu erkennen, daß ich Schnupfen habe, wenn ich niese!"

Doch es half ihm nichts, ob er wollte oder nicht, er mußte sich Rochettis Broschüre dedizieren lassen. Im stillen gelobte er sich, das Büchlein nicht einmal aufzuschneiden, geschweige denn zu lesen.

„Sie wohnen das ganze Jahr hier draußen am Corniche?"

„Ich habe mein Auto. Ein guter Wagen, ein schneller Wagen. Der einzige Luxus, den ich mir leiste. Wenn ich Menschen sehen will, fahre ich in die Stadt. Ich sehne mich aber sehr selten nach dem Trubel."

„Begreiflich", gab Moon zu. „Sie haben hier alles, was man sich wünschen kann. Die herrliche Aussicht, die Ruhe und den Komfort. Das große Haus und die Pflege des Gartens erfordern aber gewiß viel Dienerschaft?"

„Bewahre. Da ist nur eine alte Köchin und James. Ich bin bescheiden, ich brauche wenig Bedienung. Da reicht es aus. Je mehr Diener, desto mehr wird man bestohlen. Ich traue nicht gleich jedem über den Weg. Wenn man, wie ich, als Einsiedler haust, muß man doppelt vorsichtig sein. Ich bin nervös in dieser Beziehung. Sehr nervös. Doch ich weiß mich zu schützen — habe meine Vorkehrungen getroffen. Die Welt ist jetzt so schlecht. — Da bin ich froh, daß ich den treuen James habe. Der ist verläßlich. Unbedingt verläßlich!"

„So-so. — Sie haben den Neger wohl von ihren Reisen mitgebracht?"

„O nein!" erklärte Rochetti und holte gleich zu einer weitschweifigen Erzählung aus. Es war nicht anstrengend mit ihm zu plaudern, er bestritt die Konversation allein und Moon erfuhr alles nur irgend Wissenswerte, ohne viel fragen zu müssen.

„James steht erst seit einem Jahre in meinen Diensten. Er kam aus Amerika. Ist ausgewandert. Ich bitte Sie, dort werden die Neger ja so schlecht behandelt! Er hat mir erzählt, daß er einmal beinahe gelyncht worden wäre! Entsetzlich diese Barbarei in unserem Jahrhundert! Ein Europäer hat den armen James gerettet und mit nach Europa gebracht. Er wurde mir empfohlen; ich habe ihn zum Chauffeur und Diener gemacht — zur Kammerzofe — haha — und zum Gärtner. Er ist nicht nur stark, er ist auch treu. Ich bin sehr zufrieden mit James, sehr zufrieden!" —

Ralph Moon war länger geblieben als für eine solche Visite schicklich. Er mußte sich schließlich von Doktor Rochetti empfehlen, der ihn bis zum Gartentor begleitete und ein über das andere Mal versicherte, wie unendlich leid es ihm tue, daß er dem Detektiv auf der Suche nach dem unglücklichen Perraud keinen Beistand habe leisten können.

Er flehte des Himmels Segen verschwenderisch auf das Unternehmen Moons herab und wünschte seinen Nachforschungen vollstes Gelingen.

Wieder gruben sich Moons Augen in das pergamentene Gesicht des Korsen, als wollte er in seiner Seele lesen.

Wieder aber verrieten die lebhaften Mienen Rochettis nichts als ehrliche Teilnahme. —

„Es war mir eine Ehre, Herr Moon! Eine große Ehre! Kommen Sie wieder und berichten Sie mir! Kommen Sie recht bald wieder!"

Der Detektiv versprach es, wie man so etwas verspricht.

Dann schlug der zweistöckige Neger hinter ihm das Gartentor zu.

Ralph Moon verließ die Villa am Corniche mit dem peinlichen Gefühl, viel gehört, aber wenig erfahren zu haben.

XII.

Roger Fabre schäumte vor Tatendurst; er konnte es kaum erwarten, die Angaben der süßen Kuh auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Wie lange es doch hell war!

Daß die Sonne kein Einsehen hatte mit der Ungeduld des ehrgeizigen Kommissars! Man wollte die Expedition in die rue du refuge nicht vor Anbruch der Dunkelheit unternehmen; denn bei aller Vorsicht konnte das Erscheinen der Polizisten leicht ganze obskure Viertel alarmieren und der gesuchte Einbrecher im letzten Augenblick gewarnt werden.

Endlich sank der Abend.

Und bald darauf zog sich das Netz um den ahnungslosen Jacques Randoux zusammen.

Von verschiedenen Seiten kommend, drangen Fabres Leute in der alten Hafenstadt vor.

In unauffälliger Zivilkleidung natürlich.

Dennoch trafen sie schiefe Blicke und mancher, der ihnen in den Weg lief, wich scheu aus.

Die Zivilkleidung half nichts. Die Bewohner dieses Stadtteils hatten eine feine Witterung für drohende Gefahr.

Die schmutzigen Gäßchen waren indessen wenig belebt. Es war die Stunde, da der Tag schon aufhört, die Nacht aber noch nicht begonnen hat. Die ersten Ratten steckten schnuppernd die Schnäuzchen aus ihren Mauerlöchern. —

Treffpunkt: Der Eingang zu Picauds Kneipe „Au phare". Jean langte als erster an. Fast gleichzeitig trafen auch seine vier Begleiter ein.

Von hier aus setzte sich die Patrouille gemeinsam in Trab. Der von Lucie bezeichnete Weg wurde beinahe im Laufschritt zurückgelegt.

Dumpf klangen die eiligen Tritte der schweren Polizistenstiefel durch die hohlen, leeren Häuserzeilen.

Sie begegneten niemandem; wohl brach hie und da ein flüchtiger Schatten aus dem Grau der Nischen, doch löste er sich alsbald wieder im nächsten Hausflur in Nichts auf.

Die Ruine des abgebrannten Hauses! Ein Teil der Frontwand behauptete sich noch. In den geborstenen Fensterhöhlen wucherte dürres Gras.

Der Hof öde und verlassen. Geschwärzte Trümmer ragten hoch in die Höhe wie Wachtposten.

Doch nichts regte sich.

Fabre pürschte sich mit seinen vier Mann behutsam vorwärts.

Richtig — da war die morsche Holzpumpe. Acht Fäuste packten zu. Ein Knirschen wurde laut, das Rieseln vermoderten Holzes.

Die Pumpe gab nach, ließ sich zur Seite schieben und dahinter gähnte ein schwarzer Spalt in der Hausmauer.

Bisher hatten sich die Angaben Luciennes bestätigt.

Ob sie auch weiterhin recht behalten sollte?

(Fortsetzung folgt.)